

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	45 (1969-1970)
Heft:	10
Artikel:	Ischche ide Ittemeinglische? : Matteänglisch - ein Berner Rotwelsch
Autor:	Landmann, Salcia
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079295

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ischche ide Ittemeinglische?

Matteänglisch — ein Berner Rotwelsch

Von Salcia Landmann

Flussbiegungen haben es in sich. Dort gab es oft schon in prähistorischer Zeit kleine Fischerdörfer. Dort wurden unheimliche Sumpf- und Wassergötter angebetet. Auch sprachliche Besonderheiten mögen sich an solchen Orten erhalten. Ein Beispiel dafür bietet einer der ältesten Stadtteile Berns, die Matte (= Wiese) an der Aare unten, noch um die Jahrhundertwende mit dem Stadtkern nur durch steile Gässchen und finstere Stiegen verbunden. Hier hausten erst Fischer, dann Flösser und Schiffer. Mühlen standen im schattigen Grunde – und wie oft verknüpft das Volk seine unheimlichsten Märchen und Legenden mit alten Mühlen! Gerber, Färber und andere Handwerker, die viel Wasser

brauchen, liessen sich hier unten nieder. Wäschereien säumten die schmalen Uferwege.

Es war, bis tief in die Neuzeit hinein, eine geschlossene eigene Welt. Sie hatte – und hat bis heute – einen eigenen Dialekt: das Matte-Bärndütsch, eine rauhe, kühne, altertümliche Variante des Stadtdialektes, obendrein durchstreut von romanischen Brocken aus dem Französisch der Westschweizer und aus dem Italienisch der mediterranen Steinhauer, die schon vor Jahrhunderten als Gastarbeiter herkamen und im Armeleutequartier, der Matte, Unterkunft fanden. Auch einzelne Ausdrücke aus dem Rotwelsch, der hebräisch durchstreuten Geheimsprache der deutschen Bettler und Gauner, drangen in den Matte-Dialekt ein, verloren aber schon bald ihren Geheimcharakter.

Viele dieser Lehnwörter sind über das Matte-Berndeutsch hinaus in die Sprache der Stadtberner Buben gelangt, etwa aus dem Französischen «fisu» (fils) für Knabe, «Tschäber» (chapeau) für Hut, «Sesch» (sèche) für Zigarette, «peje» (payer) für bezahlen. Aus dem Hebräischen stammen «Lehm» (lechem) für Brot, «chouscher» (koscher) für in Ordnung, «meschugge» (mechugat) für verrückt. Aus dem Jänischen, dem Rotwelsch der reichsdeutschen Vaganten, kommen Wörter wie «Hach» für Mann, «Giel» für Knabe, «Moosseli» für Mädchen und bezeichnenderweise viele Wörter für Geld («Lobi», «Luure», «Miesch», «Chitt»), für stehlen («mugge», «floone», «pfööne»), für rennen («techle», «tschepfe», «nuesche») und für Polizei («Schroter», «Tschugger», «Pflütz»).

Daneben aber entstand hier in der Flussenke, völlig unabhängig vom Geheimjargon der reichsdeutschen Vaganten, ein absolut eigenes Berner Rotwelsch. Solche lokale Eingegrenztheit widersprach sonst dem Sinn und Zweck der Gaunersprache. Die Banditen Deutschlands waren sogar die ersten in Europa, die eine Art Sprachakademie schufen: auf jährlichen Kongressen verglichen sie ihren Rot-

welsch-Wortschatz und glichen ihn einander an. Sie waren Kosmopoliten und strebten leichte Verständigung über die enge Heimatregion hinaus an. Sie beherrschten ja auch zeitweise – etwa nach dem Dreissigjährigen Krieg – weite Regionen Deutschlands. Sie betrieben ihr «Gewerbe» im Grossen.

Anders die Mätteler. Sie waren arme Teufel, die höchstens einmal ein Stück Brot, ein wenig Holz und Feldfrucht stahlen. Sie brauchten keinen Sukkurs durch organisierte Bandenzentralen. Ihnen genügte ein lokales Rotwelsch. Die Idee, die Anregung brachten die Flösser aus ihren weiten Reisen bis zur Nordsee mit. Das Prinzip – Auswechselung der Konsonanten und Einfügung neuer Vokale – gibt es auch in einzelnen reichsdeutschen Rotwelschausdrücken.

Die Flösser aus der Matte verzichteten, im Gegensatz zu den Gaunern Deutschlands, auf Varianten. Sie nahmen sich Wort für Wort ihres Matte-Dialektes vor und korrumptierten und zerdehnten es nach einer einzigen Methode: Man stellt die zweite Silbe des Wortes vor die erste und setzt ihr ein i voran; den letzten Buchstaben des Wortes ersetzt man durch e. Aus «Vreni» wird so «Inivre», aus «Zibelex» (Zwiebel) «Ibeleze», aus «Bäregrabe» entsteht «Irebeibegre» (jeder Wortteil wird für sich entstellt).

Wenn man bedenkt, dass es die für fremde Ohren ohnehin schwerverständlichen Ausdrücke des Matte-Dialektes sind, die auf diese Weise verfremdet werden, ist der Ausdruck Geheimsprache wohl am Platz. Wollen Sie versuchen, ein paar Beispiele zu entschlüsseln?

«Iusihe, imerwe iderne Iggetsche i Iuduwe?»

«Ibisne, ie ittwe ieberle ige ijeba i d' Irue.»

Vier Photos

Thema: Die Matte in Bern

Photographin: Margrit Baumann



von Ihrem Orient-Spezialisten
Möbel-Pfister

SUHR b. Aarau, Zürich, Basel, Bern, St. Gallen,
Biel, Lausanne, Genf, Delsberg, Neuenburg,
Winterthur, Zug, Luzern, Bellinzona

Die schöne Geschichte vom Schönen Haus

Von Heidi Roth

Matteberndeutsch: «Housi, wei mer na der Tschaagge i Wäudu?»

«Nobis, i wott lieber i d'Aeru ga baje.»

Schriftdeutsch: «Hans, wollen wir nach der Schule in den Wald?»

«Nein, ich will lieber in die Aare baden gehen.»

Und der Titel dieses Aufsatzes? Natürlich: «Chasch du Matteänglisch?» Denn eben diese Sprache nennen die Matte-Einwohner «Matteänglisch», sei es, um damit anzudeuten, dass sie Aussenstehenden so unverständlich ist wie englisch (anderweitig würde man sagen: wie welsch oder kauderwelsch), sei es, weil die Sprache bei der Matten-Enge, einem bestimmten Teil des Mattenquartiers, ihren Ausgang nahm.

Während viele Ausdrücke aus dem Mattedialekt den meisten Berner Büben geläufig sind, so ist die Kenntnis des Matteänglisch, das zu Beginn des Jahrhunderts noch in voller Blüte stand, stark zurückgegangen. Zu seiner Rettung wurde vor zehn Jahren der «Matteänglischclub Bärn» gegründet, der es sich zur Aufgabe macht, dieses einzigartige Sprachgebilde zu erforschen und festzuhalten, ehe es ganz untergeht. Unter dem Titel «Matteänglisch» hat der Club im Barbezzi-Verlag Bern ein mit Ansichten des Mattequartiers hübsch illustriertes Bändchen herausgegeben. Es stützt sich in der Analyse des Matteänglisch und im matteänglischen Wörterbuch im wesentlichen auf den Klassiker auf diesem Gebiet, die Studie «E Ligu Lehmm» von Prof. Otto von Geyserz (Lukianos-Verlag, Bern), schildert aber ausserdem noch die Entwicklung der Matte und ihre prominenten Einwohner und bringt ausserdem Reminiszenzen alter Matte-Einwohner und Verse in Matteberndeutsch. Eine reizvolle Lektüre nicht nur für den Linguisten vom Fach!

Im Gefolge der Altstadtsanierung – und der Spekulation! – hat die Matte im letzten Jahrzehnt viel von ihrer Eigenart verloren. Solange aber noch jeder Berner Giel weiss, was «E Ligu Lehmm» ist, lebt wenigstens ihre sprachliche Eigenart fort.

Man hat's in der Schule gelernt: «schön» sagt man nicht. Es ist kein rechtes Wort und darum stets zu ersetzen durch wunderbar, prächtig, eindrücklich, grossartig und so weiter. Ich bleibe dabei: schön ist am schönsten, am vielseitigsten und ausdrucks Vollsten. Jeder kann sich darunter alles vorstellen, vor allem das, was ihm selber am besten behagt. Aber die schöne Geschichte vom Schönen Haus kann man sich beim besten Willen nicht schön genug vorstellen. Darum möchte ich sie hier erzählen:

Es ist oft so, dass vom Staat erworbene und renovierte Liegenschaften, vor allem die grossen und städtisch gelegenen, als neue Räumlichkeiten für Ämter oder für repräsentative Zwecke genutzt werden. Das ärgert die Bürger, denn Ämter sind ihnen unheimlich. In Basel brauchten sie sich für einmal nicht zu ärgern, denn als der Staat die Liegenschaft am Nadelberg Nummer 6 mit den drei Gebäuden Schöner Hof, Schönes Haus und Haupthaus erwarb, da stand zum vornehmerein fest: hier würden der nahen Universität neue Seminarien zur Verfügung gestellt. Das war 1959.

Inzwischen sind Professoren und Studenten eingezogen. In einer gotischen Täferstube arbeitet der philosophische Assistent. Die alte Tordurchfahrt, Fundort eines mächtigen Silberschatzes von 5200 Münzen, dient als Aufenthaltsraum. Im Vorplatz zum anglistischen Seminar winden sich blaue Ranken auf einer hölzernen Wand, so pompös und grossartig wie landsknechtische Federbüsch. Die angehenden Philosophen spazieren täglich an ihren Fachwerkwänden vorbei, an häuslichen Riegelmauern, deren einzelne weisse Bildfelder aufs zierlichste mit spriessenden Grünstauden geschmückt sind. Im Zimmer des Alphilologieprofessors im Vorderhaus spielen sandsteinfarbene gemalte Musikanten seit dem 15. Jahrhundert unentwegt Schalmei und Dudelsack — einst zierten sie eine Ofennische. Heute ist davon das Trepplein geblieben und der hübsche

Rahmen. Die Farbe: kaput mortuum. Zu deutsch: Sandstein. Basels Lieblingsfarbe.

Das ist noch längst nicht alles, was unter Aufsicht von Denkmalpfleger Fritz Lauber an Schätzen gefunden wurde. Zu den bedeutendsten Funden wohl überhaupt, die ein Denkmalpfleger sich für seine Schatzgräberei wünschen darf, gehören zwei bemalte Balkendecken aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, darunter die «älteste profane Deckenmalerei der Schweiz», im jetzigen Hörsaal, ehedem wohl ritterlicher Gesellschaftsraum im Erdgeschoss des Haupthauses. Datum: um 1250. Die Malereien wirken in der Motivwelt sehr altägyptisch: Ritterkämpfe, Turnierkämpfe, Ungeheuer, Mischwesen, Tiere. Minnedienst? Fehlt! Es ist eine Welt der Bedrohung und des Kampfes, im Kern noch durchaus spätromanisch, doch bereits gegen das Heraldische stilisiert, in kräftigen Konturen, mit dekorativen Bereicherungen wie etwa Bäumen, Kugeln, alles in Rot-Weiss und Blau-Weiss abwechselnd, dazu der Bildgrund durch enge Vergitterung dekorativ geschmückt. Eine ungeheuerliche Angelegenheit, dieser Fund von rund 250 Motiven, alles wohlbehalten unter einer Holzverschalung versteckt — und völlig unerwartet.

Ebenso unerwartet jedoch — und nicht weniger bedeutungsvoll, im Gegenteil — ist die Geschichte mit dem Wappensatz, dem Wappenbalken. Der Fund an sich ist für Basel und den ganzen Oberrhein für diese frühe Zeit, die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, einmalig. Altersmäßig übertreift er sowohl die berühmten Wappensatzfolgen an den Balken des Hauses zum Loch in Zürich (jetzt im Landesmuseum) als auch die Zürcher Wappensatzrollen. Der Balken, der diese Wappen enthält (auf jeder Längsseite circa 30, insgesamt also um 60) wurde auf abenteuerliche Weise gefunden: nämlich zerstückelt! Stück 1 im Vorderhaus Nr. 6, zweiter Stock, als Sturzbalken eines hofseitigen Fensters zwischen Treppenturm und Laubentür, Nr. 2 und 3 im Erdgeschoss des